

scher Macht zu widerstehen, und den Religionsphilosophen Romano Guardini. Alle drei dienen dem Autor zwar nicht als bruchlos adaptierbare Modelle für gelebtes Großstadtchristentum heute. Aber sie sind ihm doch eine Ermutigung, die „Zeichen der Zeit“ (76) jeweils neu zu deuten und die von diesen Glaubenszeugen gezogenen Spuren in der Gegenwart wieder aufzunehmen. Brose entwickelt daraus einen sogenannten „Berliner Ansatz“ (80), der von christlicher Grundlage aus Ansätze zu den Problemstellungen einer säkularen Welt entwickeln möchte. Für die Zukunft würde man sich wünschen, daß Brose diesen noch etwas skizzenhaften Ansatz präziser ausführt, was sich mit dem von ihm konstatierten Desiderat einer „Hermeneutik des Großstadtlebens“ (139) sicherlich gut verbinden ließe.

Wie aktuell die Frage nach dem „guten Zusammenleben“ der Religionen in unseren stark multikulturell geprägten urbanen Milieus ist, verdeutlicht Brose im dritten Teil seines Buchs, worin er sich dem

schwierigen Verhältnis von Glaube und Gewalt, von Religion und Politik zuwendet. Die neue Sichtbarkeit von Religion, die gegenwärtig in all ihren Facetten „machtvoll auf die politische Bühne zurückgekehrt ist“ (127), fordere uns massiv heraus, dieses Wechselverhältnis heute neu zu buchstabieren. Der Autor sieht auch hier das Christentum in der Pflicht, mit seinem bislang noch zu wenig beachteten Potential, Glaube und Vernunft auf eine Weise zu verbinden, die pathologische Auswüchse auf beiden Seiten auszuschließen vermag. Und so mündet sein Buch folgerichtig in die Aufforderung an die politisch Verantwortlichen, ihre „Christophobie“ (Joseph H. H. Weiler) abzulegen und „das Verhältnis von christlich-abendländischer Tradition und säkularisierter Gesellschaft erneut auf die politische Agenda zu setzen“ (135).

„Es war zu keiner Zeit einfach, von Gott zu sprechen“ – heißt es auf Seite 78. Brose hat diesen Brückenschlag „zwischen Himmel und Erde“ dennoch gewagt. Er ist ihm gelungen. *Philipp Hildmann*

Theologie

BACHL, Gottfried: *Spuren im Gesicht der Zeit*. Ein wenig Eschatologie. Salzburg: Otto Müller Verlag 2008. 142 S. Gb. 18,-.

Professionelle Denker erliegen leicht der Gefahr, ihre Arbeit an den alltäglichen und vordergründigen, aber vielleicht gerade darin tiefgründigen Dingen vorbei zu verichten. In der abstrakten Gewißheit, die sich allzuoft mit einem „kräftigen Schub systematischer Habgier, der alles Anfängliche zu wenig ist“ (6), verbindet, bleibt wenig Raum für den Genius loci, seine Eingebungen und Anstiftungen. Dabei zeigt sich gerade im Nachdenken über die letzten

Dinge, daß sich aus all den Fäden, die sich durch die Tradition ziehen und die uns Gottfried Bachl im Lauf der Lektüre an die Hand gibt, am Ende doch kein „Haus der Begriffe“ (135) zimmern läßt. In einem Spiel der Phantasie bringt er Namen und Orte, die über die Knotenpunkte der subjektiven religiösen Erfahrung hinausgreifen und zugleich dafür offen sind, in ein bewegliches Netz von Beziehungen. Er nimmt uns auf seinem Weg zu ungewöhnlichen Gesprächen mit und zeigt uns manchen Ort jenseits aller touristischen Vermarktung in einem anderen, bescheideneren Licht.

Orpheus, der den Gästen der Salzburger

Festspiele den Weg in das Haus der Musen weist, um für ein paar Stunden den Sorgen des Alltags zu entrinnen, wurde schon früh mit Christus in Verbindung gebracht. Heute gilt er manchem, verglichen mit Jesus, als der weisere, in seinem Scheitern als der wahrere oder zumindest glaubwürdigere Mensch, der unser Mitgefühl verdient. Dagegen erscheint Jesu „Gestus der Maßlosigkeit“ (20) als eine Provokation: Er will sich nicht mit dem Schicksal, dem Orpheus im letzten zustimmt, abfinden. Er läßt sich nicht in das System rein regionaler Freiheiten, das die polytheistische Religion Griechenlands und auch manchen zeitgenössischen Diskurs prägt, einpfirchen und begnügt sich nicht mit einem bloßen Aufschub der Zeit. Christus geht es mit seinem Evangelium um die Zukunft alles Vergangenen. Dafür setzt er sein eigenes Leben aufs Spiel. Der Macht, ja dem Bann der Musik, die zwar auf Transzendenz verweisen, geht aus der Sicht des Evangeliums immer das Wort voraus – gerade auch in der Liturgie.

Angesichts der biblischen Zusage, daß alle ein Gesicht haben sollen, kann einem beim Gang durch die prächtige Salzburger Altstadt ein kurzes Frösteln überkommen. Gehen wir nicht auf einem Boden „über den Toten ... über die Masse der nicht beachteten, verscharzten Gesichter“ (57), für die im Kulturbetrieb und im ästhetischen Genießen kein Platz bleibt? Es ist aber nicht nur die Erinnerung mit ihrer begrenzten Fassungskraft, die dem Gesicht in seiner Unverwechselbarkeit und damit dem Individuum in seiner Einmaligkeit zusetzt. Angst, Begierde und Schuld tragen auf individueller Ebene das Ihre dazu bei, ebenso wie die Ideologien von Klasse, Volk oder Natur auf kollektiver, aber auch „der mythische Mißmut über alles Einzelne und Individuelle“ (66) hat seinen Anteil. Dabei hätte gerade eine Theologie der letzten Dinge das Gesicht in Erinnerung zu rufen

und vom Segen des Sterbens, aber auch der Auferstehung zu reden. Das Gesicht, das immer wieder an markanten Stellen des Neuen Testaments erscheint, entfaltet seine Kraft am eindrucklichsten im Christus-Gesicht als der „Ikone des Evangeliums“ (92), mit der die Offenbarung des Johannes prophetisch den Weg der Christen in der Welt deutet.

Nachdem uns Bachl „durch die Unterwelt in das Land des Lebens ... durch die Galerie der Totenbilder in den Garten der Gesichter“ geführt hat, ist es nun an der Zeit „durch die haltenden Räume in die freie Gegend des Himmels“ (137) aufzubrechen. Ein Gespräch mit dem heiligen Rupert lenkt unseren Blick weg von aller „irdischen Pedanterie“ hin zur „himmlischen Genauigkeit“ (98). Das leere Grab Jesu, das sich in zeitlicher Hinsicht grundlegend von allen anderen im Lauf der Zeit leer gewordenen Gräbern unterscheidet, ist die christliche Antwort auf die „Herrschaft der Steine“ (104), der Pyramiden und anderer Monumente. Reliquien erscheinen vor diesem Hintergrund bedeutungslos. Aber die Volksfrömmigkeit geht immer wieder ihre eigenen verschlungenen Wege. So hat beispielsweise auch die These von der Hoffnung auf die Erlösung aller in der Marienfrömmigkeit der Lieder des mittelalterlichen Salzburger Mönchs eine Zuflucht gefunden. Die weibliche „Geburtlichkeit“ wird gegen die Ausweglosigkeit der Hölle aufgeboten. Aber auch das Denken der ewigen Seligkeit ist nicht frei von Befürchtungen, vor allem der der Langeweile. Ruhe, Stille und Ausruhen vom mühevollen Erdendasein, die den Menschen einmal Trost gespendet haben, scheinen uns geschäftigen Erdenbürgern von heute nur schwer verständlich.

Diese „Salzburger Eschatologie“ (8), die Bachl ursprünglich für die Salzburger Hochschulwochen ausgearbeitet hat, ist ein

im besten Sinn des Wortes geistliches Buch, das an die großen theologischen Fragen heranführt und sie durch ihre Einbettung in einen konkreten Ort zugänglich macht. Die Einwurzelung in der Gegend Salzburgs macht die Fragen auf unerwartete Weise zu

denen des Lesers, auch dann, wenn er die Stadt nur flüchtig kennt – der heilige Ort könnte ja durchaus auch seiner sein, ohne daß er wie Ignatius von Loyola ins Heilige Land oder eben nach Salzburg pilgern müßte.

Paul Schroffner SJ

ZU DIESEM HEFT

Am 3. Februar 2009 wäre Simone Weil 100 Jahre alt geworden. REINER WIMMER, Professor für Philosophie an der Universität Tübingen, beschäftigt sich mit dem umfangreichen Werk der französischen Philosophin und stellt vor allem ihr Verständnis des Christlichen im Verhältnis zu anderen Religionen dar.

Die technischen Fortschritte im Bereich der Frühgeborenenmedizin eröffnen neue Lebensmöglichkeiten und stellen gleichzeitig Ärzte, Pflegekräfte und Eltern vor die Aufgabe einer verantwortlichen Entscheidung. STEPHAN ERNST, Professor für Moraltheologie an der Universität Würzburg, nennt Kriterien zur Entscheidungsfindung aus theologisch-ethischer Sicht.

Zum angenommenen 2000. Geburtstag des Paulus von Tarsus hat Papst Benedikt XVI. ein Paulusjahr ausgerufen. NORBERT BAUMERT, Professor für Exegese des Neuen Testaments an der Philosophisch-Theologischen Hochschule St. Georgen in Frankfurt, versteht die Freiheit des Völkerapostels in seiner Bindung durch den Heiligen Geist und widmet sich unter dieser Rücksicht verschiedenen Themen seiner Briefe.

Les Murray, der am 17. Oktober 2008 seinen 70. Geburtstag feierte, gilt als der bedeutendste zeitgenössische Lyriker Australiens. MANFRED MUSIOL, Studiendirektor am Domgymnasium in Freising, würdigt sein Leben und Werk anhand ausgewählter Beispiele seines dichterischen Schaffens.

Ausgehend von der Frage, ob Wahrheit intolerant sein kann, setzt sich HARALD SCHÖNDORF, Professor für Erkenntnislehre und Geschichte der Philosophie an der Hochschule für Philosophie in München, mit dem Toleranz- und Wahrheitsbegriff unter dem Vorrang der Menschenwürde und dem Glauben an Gott auseinander. Er kommt zu dem Ergebnis, daß gerade die höchste Wahrheit die größtmögliche Toleranz schafft.